

## Die Goldschmiedin Christa Lühtje Eine Würdigung

Man erkennt sie an ihren freundlichen, schalkhaft blitzenden Augen und ihrem Lachen. Christa Lühtje ist eine dem Leben positiv zugetane Frau von herzlicher Ausstrahlung und Jugendfrische. Sie kennt keine Attitüden, sie ist offen und gewinnend, lebendig und zuverlässig, sorgend, eine wunderbare Gesprächspartnerin und Freundin, für viele auch eine gute Lehrerin.

Daß sie Goldschmiedin wurde, die mittlerweile auf eine über vierzigjährige Berufserfahrung zurückblickt, verdankt sie letztlich ihrem Lehrer Franz Rickert, bei dem sie in den 60er Jahren an der Münchner Akademie studierte. Nach einer Goldschmiedelehre in Hamburg war er für sie Herausforderung und Schutz zugleich, und Christa Lühtje verehrt ihren Lehrer noch heute als jemanden, der ihr half, zu sich selbst zu finden. Eine Ausbildung an der Akademie war etwas anderes als landläufige Praxis, sie war Formung im Geistigen. Eine bisher unbekannte Welt der Kunstgeschichte schloß sich ihr auf.

Christa Lühtjes erste große Reise ging 1961 nach Griechenland, wichtig wurde ihr Ägypten 1968. Schmuck hatte etwas mit der Wiege der Zivilisation, mit den frühen Kulturen des vorderasiatischen und mediterranen Raums zu tun; Klssik und Archaik lagen dicht beieinander. Schmuck nobilitierte den Menschen, war göttliches Abzeichen und magischer Schutzschild, begleitete ihn bei der Überquerung des Acheron. Nach der griechischen Welt war es die byzantische, deren Schmuckschaffen Großes leistete, zur Ehre Gottes und der Heiligen.

Obwohl Christa Lühtje selbst das Email nie aufgegriffen hat, fand sie doch diese frühen Arbeiten kongenial. Sie selbst hatte gelernt, Material und Steine ökonomisch und wirkungsvoll einzusetzen. Dazu gehörte auch eine glatt bearbeitete Oberfläche. Geschmortes oder dick aufgetragenes Material mit krausen Strukturen lag ihr nicht; wie Rickert suchte sie in allem das Selbstverständliche. Und von Anfang an war es eine Entscheidung für das Gold.

Ende der 60er Jahre rumorte es in der europäischen Schmuckkunst, doch Christa Lühtje war nicht danach zumute, alles auf den Kopf zu stellen. Ein kurzer Ausflug in die Welt des Kunststoffes, war alles, was sie sich erlaubte.

Die Arbeiten, die sie 1971 für die Schmuckausstellung zum Dürerjahr einreichte, enthielten bereits alle ihre Eigenschaften: klare, eindeutige Formen: Gold in Verbindung mit wenigen Steinen: Bergkristall oder Jade. Schönheit und Leichtigkeit im Ausdruck guter mechanischer Lösungen, die immer erstrebten, unpräventiös zu sein. Vieles ließ sich in jenen Jahren in Frage stellen, doch nur experimentell und womöglich banal zu sein, schien ihr unerträglich.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für ihren Werdegang war die Tatsache, 1965 auf der Hamburger Weihnachtsmesse angenommen zu werden. Der Keramiker Bontjes van Beek machte auf sie einen nachhaltigen Eindruck, und plötzlich maß man sich mit den anderen anwesenden Goldschmieden wie Wolfgang Tümpel oder Herbert Zeitner, deren Namen bereits Legende war, – und hatte Erfolg. Der Leiter der Messe, der Kunst- und Architekturhistoriker Heinz Spielmann, fand zu den Arbeiten Christa Lühtjes ebenso schnell Zugang wie die vielen Architekten, die noch heute in Hamburg zu ihren treuen Kunden zählen. Über die Jahre vergrößerte sich der Kreis, und die Anerkennung nahm zu. 1967 erhielt sie den Preis des Hamburger Senats, 1972 den Bayerischen Staatspreis – ein Jahr nachdem Ariana Giacchi Christa Lühtje in der FAZ als eines der größten deutschen Nachkriegstalente bezeichnet hatte.

Christa Lühtjes goldschmiedisches Leben der nächsten beiden Jahrzehnte verlief abseits der großen schmucktheoretischen Auseinandersetzungen. Wie ihr Lehrer Rickert mißtraute auch sie zuviel Theorie. Daß ihre Ausstellungsmöglichkeiten in München begrenzt waren, weil sie nach wie vor mit Gold arbeitete, mußte sie zur Kenntnis nehmen. In den 80er Jahren erlebte sie die Rückkehr zum Gold bei den Paduaner Goldschmieden; Giampaolo Babetto schätzt sie seit dieser Zeit. Auch bei den jüngeren Kollegen erkannte sie bald ein entspannteres Verhältnis zu diesem Material. Christa Lühtje ist davon überzeugt, daß die klassische Goldschmiedekunst immer ihre Bedeutung behalten wird, man muß nur sorgsam mit ihr umgehen.

Es ist nicht in jedem ihrer Stücke offensichtlich, doch immer wieder in Abständen tritt die Natur als ihre eigentliche Lehrmeisterin hervor. Prägende Eindrücke hinterließen in ihrer Jugend die Apfelbäume im alten Bauerngarten der Großeltern im Alstertal; heute widmet sie ihrem eigenen Garten Zeit und Liebe. In Skizzen und Aquarellen von Blättern und Blüten hat sie Formen und Umrisse ergründet, den Zustand des Verwelkens eingefangen. Blätter und Blüten sind im kleinen Maßstab Beweise naturhafter Kraft, unspektakulär, weil vergänglich. Sie enthalten die gesamte Energie

# C.H.R.I.S.T.A LÜHTJE

des Baumes, leben auf Zeit, sind Gleichnis. Christa Lühtje reflektiert die Besonderheit der organischen Natur, setzt sie um. In einigen Schmuckstücken ist noch die Form des Blatts spürbar, in anderen ist daraus wie bei anatolischen Kelims ein graphisches Ornament geworden.

Der Schmuck von Christa Lühtje ist knapp, aber nicht lakonisch, er ist reduziert, doch nicht ohne die Tiefe der Empfindung. Wie ein Aphorismus ist er in der Lage, ein ornamentales Bedürfnis auf den Punkt zu bringen. Seine Stimmigkeit berührt uns.

Christa Lühtje ist nach außen rational, ihre norddeutsche Art hat sie auch nach mehr als vierzig Jahren in Bayern nicht verloren. Sie liebt das Heitere und Sonnenglänzende, aber sie kennt auch die nächtliche Seite der Kunst und ihre Gefährdungen. Der Wille allein schafft nicht viel Neues von bleibendem Wert. Künstlerische Gestaltungen sind Prozesse, an denen die gesamte Existenz Anteil hat. Die Gegenwart verlangt nach Neuem, die Vergangenheit betätigt sich als Korrektiv. Christa Lühtje sieht sich als Goldschmiedin ihrer und damit unserer Zeit; das Wissen um die Kunst wird auch im Schmuck weitergereicht wie Gesten oder Sprache – von Generation zu Generation.

RÜDIGER JOPPIEN